

CARMINE ABATE
Zwischen zwei Meeren

CARMINE ABATE

Zwischen zwei Meeren

Roman

Aus dem Italienischen
von Esther Hansen

 aufbau

Die Originalausgabe mit dem Titel
Tra due mari
erschien 2002 bei Mondadori Editore, Mailand.



ISBN 978-3-351-03410-8

Aufbau ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2014

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2014

© 2002 Arnoldo Mondadori Editore S.p.A., Milano

This edition published in arrangement with Grandi & Associati

Einbandgestaltung hißmann, heilmann, Hamburg

Satz LVD GmbH, Berlin

Druck und Binden CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

www.aufbau-verlag.de

a Meike, naturalmente
natürlich für Meike
ne, Meikes

ABREISE

Was wusste ich schon von ihm? Eines Julitages wurde er festgenommen und verschwand für Jahre aus meinem Leben, ohne dass sich jemand bereitgefunden hätte, mir seine Geschichte zu erzählen. Ich war noch klein. Das wenige, was ich wusste, waren Lügen, die ich mit der Zeit vergaß.

Manchmal jedoch, wenn die Melancholie mich hinterücks im Schlaf überfiel, lauschte ich dem Echo einer fernen Stimme und stürzte jäh in die nächtliche Leere, bis ich verschwitzt in seinem Dorf landete. Über der Piazza, in den Bars hörte ich seinen Namen aufsteigen wie einen frischen Windstoß: »Giorgio Bellusci!« Erneut sah ich seinen verwegenen Blick vor mir. Spürte die Wärme seiner riesigen Hände. Und fühlte vor allem meine Liebe zu ihm, denn einen Mann wie Giorgio Bellusci kannst du noch so oft vergessen, am Ende steht er machtvoller denn je vor dir auf.

»Herzlich willkommen, Florian«, sagte er zu mir und küsste mich auf die Stirn. Und verschwand wieder.

Jenseits des Fondaco del Fico zum Meer hin sieht man nichts als lehmige Berge, Steineichenwälder und mit Brombergestrüpp gepolsterte Schluchten. Drum herum schrundige, trockene Hügel, ähnlich hier und da verstreut

ten Kuhfladen. Die Straße, die zum Dorf meiner Mutter hinaufführt, sah aus wie nach einem Fliegerangriff, tiefe Schlaglöcher fraßen sich im Zickzackmuster durch die von Rissen gespaltene Serpentine. In der drückenden Hitze kämpfte sich unser Volvo Kombi bergan. Am Steuer mein Vater, ungeduldig und angespannt, er stöhnte, vielleicht litt er mehr als ich, doch er sagte nichts.

Ich hatte die gesamte Strecke von Hamburg bis zur Autobahnabfahrt durchgehalten wie eine Biene in einem umgestülpten Glas, 2581 Kilometer quälende Langeweile, stets die Letzten in einer langen Kolonne von Autos, die alle schneller waren als wir, und schließlich der schier endlosen Reihe blühender Oleander folgend. Doch diese Etappe am Ende war die schlimmste, sie drehte mir im wahrsten Sinne des Wortes den Magen um.

Ich war auf dem Weg in die großen Ferien, und am liebsten wäre ich auf der Stelle umgekehrt.

Das Dorf schmiegt sich hufeisenförmig auf die Kuppe eines Hügels zwischen zwei Meeren, dem Ionischen und dem Tyrrenischen Meer. Es trägt einen hübschen Namen, Roccalba, weiße Festung, doch wegen der schwülwarmen Glocke, die sich den ganzen Sommer unerbittlich über den Ort legt, nannte ich es abschätzig Roccalda, die Glutfestung.

Alle zwei Minuten verkündete meine Mutter auf Deutsch: »Klaus, Florian, gleich sind wir da!«, und immer wieder wies sie uns mal auf eine noch blühende Distel hin, mal auf die ersten reifen Feigen, auf die grünen Renekloden oder die in der Hitze aufgeplatzten Granatäpfel, alles mit der Verzückung eines Menschen, der das Paradies betritt. Mein Vater starrte wie ein Schiffbrüchi-

ger nach vorn, in der steten Hoffnung, endlich das verrostete Ortsschild mit der Aufschrift »Roccalba« zu entdecken. Sein Lächeln kehrte erst zurück, als er endlich den Fuß ins Dorf setzte, ein künstliches Lächeln, das von dem Zeitpunkt an den gesamten Urlaub über auf seinem Gesicht kleben blieb. Einzig meine Mutter war durch und durch glücklich. Sie sah ihre Eltern wieder, ihre Schwester Elsa mit der Nichte Teresa, ihre Freunde aus Kindertagen, die Gassen, die Koben mit den Ferkeln, die Zikaden in den Olivenbäumen, die Felsstürze hinter der Kirche, die gesprenkelten Nelken an den Balkonen, die Schwalben im hohen, weiten Himmel. »Hast du jemals einen so weiten Himmel gesehen, Florian?«, fragte sie mich, wohl wissend, dass ich nicht antworten würde. »In der Nacht ist er ein einziges, endloses Sternenmeer, so weit du blicken kannst.« Und sie sah den Fondaco del Fico wieder, endlich. Ihr Vater, Giorgio Bellusci, begleitete sie am späten Vormittag dorthin. Nach einem Jahr wieder vereint, nur sie beide allein inmitten der Natur und der Hitze, genossen sie ihre Unterhaltung vor den Ruinen der alten Familienschenke, die früher einmal das berühmteste Gasthaus ganz Kalabriens gewesen war, so brüstete sie sich.

»Mag ja sein, aber heute ist er nur noch ein trüber Speichelsprutz im Auge, eine verfallene, angekohlte Steinmauer, die hässlich zwischen Dornengestrüpp und wilden Feigen aufragt«, so hatte Onkel Bruno, der Mann von Tante Elsa, eines Abends ohne jedes Taktgefühl ihren Stolz attackiert. Rasend vor Zorn feuerte meine Mutter eine verbale Maschinengewehrsalve auf ihn ab: »Du dumpfbäckeriger, hirnloser Armleuchter, was weißt du schon über

die Geschichte unseres Fondaco? Du kannst doch nichts als fressen!« Wir hatten gerade das Abendessen beendet. Giorgio Bellusci ließ sich nichts anmerken und lächelte nur belustigt. Dann sammelte er in seinem Mund Spucke und Melonenkerne, nahm Onkel Brunos rechtes Auge ins Visier und traf mit einer Speichelladung voll ins Schwarze. »Das ist ein trüber Speichelsprutz im Auge«, erklärte er dann abschließend. Alle brachen in Gelächter aus, auch Tante Elsa und ihre Tochter Teresa, alle außer Onkel Bruno, der den Schwiegervater aus einem finsternen und einem vor Spucke und Kernen triefenden Auge anstarrte. Doch alle hatten wir die Lektion gelernt: dass die Ruinen des Fondaco del Fico unseren Respekt verlangten wie die sterblichen Überreste eines nahen Verwandten. Und dass Giorgio Bellusci ihn bald wieder zum Leben erwecken würde.

Ja, vor allem das wusste ich über ihn: Er liebte den Fondaco del Fico wie ein Familienmitglied, vielleicht sogar noch mehr. Und er war der Vater meiner Mutter, also mein Großvater. Ein in vielen Dingen großzügiger Mensch, den ich leider nie mit dem vertrauten »Nonno« hatte anreden können, vielleicht weil ich ihn immer nur für einen Monat im Jahr sah und auch dann fast nur zu den Mahlzeiten. Und seitdem er verschwunden war, ohne sich von mir zu verabschieden, brannte eine zornige Gleichgültigkeit in meinem Innern, und ich sagte mir, dass er mich null interessierte, weil er sich für mich noch weniger als null interessierte. Niemals hatte er mit einem Brief oder einer Postkarte oder einem Anruf von sich hören lassen. Es war, als hätte diese Welle aus drückender

Schwüle, die Roccalba im Sommer seiner Festnahme überrollte, ihn für immer hinwegespült.

Zum Glück erfuhr ich in dem Moment, als unsere Distanz langsam unüberbrückbar wurde, von seiner Reise als junger Mann. Anfangs durch meine Mutter, dann durch meine Großmutter und schließlich durch Hans Heumann und seine Fotos. Ich war noch ein Kind, und das erste Mal lauschte ich angespannt und unter Schweißausbrüchen. »Das Dorf stank nach Sommer«, begann meine Mutter, und ich glaubte, dem Echo eines vor Zeiten vernommenen Gesangs zu lauschen, der mich bis heute überallhin begleitet, wie ein Chor unsichtbarer Zikaden oder unbändiger Schwalben. Plötzlich sah ich Giorgio Bellusci in klarerem Licht, erkannte seine Spuren im Staub und klammerte mich mit aller Kraft an ihn.

ERSTE REISE

Das Dorf stank nach Sommer. Die Hitze legte sich auf die Haut wie warmer Kleister, und trotzdem war Giorgio Bellusci zu seiner Reise aufgebrochen. Kein Erdbeben hätte ihn aufhalten können und kein Kanonenschuss. Er war aufgebrochen in eine Stadt, von der er nur den Namen kannte, Bari, und die Himmelsrichtung, der er folgen musste: nach Norden, über Metaponto hinaus, bis zur Küste eines Meeres namens Adria. In einer Straße dieser Stadt wohnte Patrizia Cassese, ein schönes Mädchen, das jeden Winter einen Monat lang mit ihrer Familie Ferien in Camigliatello machte, in einem Häuschen umgeben von Tannen, Kastanienbäumen und Schnee. Dort hatte Giorgio Bellusci sie kennengelernt, in einer Trattoria von Camigliatello, wo er quasi zu Hause war, weil er hier ganze Sommer lang seine Rinderherden weidete und mehr Freunde hatte als in Roccalba.

Er war gerade zweiundzwanzig geworden, und seine Eltern, die den familieneigenen Starrsinn in seinen Venen wohl kannten, versuchten gar nicht erst, ihn umzustimmen, umarmten ihn aber fest vor den Augen der versammelten Nachbarn, die im Chor murmelten: »Der Junge muss verrückt sein. Da oben in der Stadt werden die Brüder und der Vater dieser Patrizia ihm bei lebendigem Leibe das Fell gerben«, ungeachtet des Umstands, dass Pa-

trizia keine Brüder hatte und der Vater als Stadtmensch mitnichten so eifersüchtig und rückständig war wie sie. Dann verbarrikadierten sich die Eltern hinter einer Fassade aus Stolz und begannen ihr Warten im selben Moment, in dem er auf seiner bis obenhin mit Essenspaketen, Wasser und Wein beladenen Vespa losfuhr.

Giorgio Bellusci fuhr über die in der Augusthitze erstickten Felder von Roccalba wie durch einen unruhigen Morgentraum. Zu seiner Linken, nahe den Fiumaren, erkannte er die Ruine des Fondaco del Fico, und seine Unruhe wuchs ins Unerträgliche. Er versuchte sie durch ein geträllertes Lied zu vertreiben, danach durch zwei Schlucke Wein; er versuchte es mit lautem Gelächter, das die Vögel und Zikaden verstummen ließ. Nichts. Die Unruhe wuchs. Also gab er Gas, fuhr so schnell er konnte und brüllte, als sei ihm der Tod auf den Fersen.

Erst als er zu seiner Rechten das glitzernde Meer erblickte, fühlte er sich wieder ruhig und glücklich. Und zum ersten Mal seit seiner Abreise dachte er an Patrizia: Vielleicht war sie ja schon verlobt oder gar verheiratet; vielleicht wollte sie ihn gar nicht mehr. Die Reise war eine Schnapsidee, das wusste er. Bei all den schönen Mädchen, die es in Kalabrien gab, ehrbar und aus gutem Hause, musste man da wirklich bis nach Bari fahren? Eine sinnlose Reise war es, und er war verrückt, das sagten alle in Roccalba, Frau und Vieh suchte man sich nach alter Redensart im eigenen Dorf, und dennoch fühlte er in sich die unbändige, wachsende Lust zum Aufbruch, er meinte fast, den Neid der anderen zu spüren.

Es war später Abend. Er stieg von der entkräfteten Vespa, gab ihr einen Klaps auf den Sattel und ließ sie auf

einem Streifen trockenen Grases zwischen Strand und Straße verschnaufen. Zu Fuß lief er zum Meer und wusch sich das Gesicht und die staubigen Haare. Er hatte Lust, etwas zu essen, doch die Müdigkeit war stärker als sein Hunger. Er streckte sich auf dem warmen Sand aus und schlief ein.

Am nächsten Morgen weckte ihn das laute Hecheln eines Hundes mit rötlichem, schmutzstarrendem Fell. Nie zuvor hatte er gesehen, wie die Sonne dem Meer entstieg und es in ihr rotes, blendendes Licht tauchte. Mit gierigen Augen sog er den Anblick ein, atmete tief durch und sagte, an den fremden Hund gewandt: »Das Meer ist schön! Das Leben ist schön!« Dann setzte er seine Reise fort, hinter sich den Hund zurücklassend – Hase, Kaninchen, Maus, Fliege, Mückchen und schließlich nur noch Asphalt im Rückspiegel der Vespa.

Es geschah in der Ebene von Sibari, wenige Stunden nach seinem Aufbruch. Giorgio Bellusci hatte sich in die Felder geschlagen, fernab von der asphaltierten Straße. Er kauerte bequem hinter einem Gebüsch, verrichtete in aller Ruhe sein Geschäft und ließ die Gedanken nach Roccalba schweifen. Er entfernte sich von einem Leben aus Langeweile und einer Familie, die ihn zwar auf ihre Art liebte, zweifelsohne, ihn aber nicht verstand und seinen Plan, den Fondaco del Fico wieder aufzubauen, für eine Grille der Jugend hielt, die sich von selbst erledigen würde, sobald er heiraten würde und an Frau und Kinder denken müsste. In diesem Moment hörte er, wie der Motor der Vespa ansprang, gleich beim ersten Versuch. Er schnellte hoch und rannte zum Saumpfad hinter dem

Gebüsch. Wie naiv er gewesen war. Aber wer hätte auch damit gerechnet, hier gab es keine Menschenseele weit und breit, nur Schwalben über dem Kopf und Zikaden in den Bäumen. Hurensöhne. Sie waren zu zweit, er sah sie in rasender Hast davonfahren mitsamt Motorroller, Essen und sämtlichen Flaschen, und mit seinem Geld, das er in dem Fach unter dem Sattel verstaut hatte. So keuchte er jetzt durch die staubige Hitze, zu Fuß und wüst fluchend. Wenn er die Flegel zu fassen bekäme, Gesindel und Diebespack, das sie waren, bekämen sie einen kräftigen Tritt in die Eier. Hurensöhne. Er wankte.

Hitze und Staub, mit Olivenbäumen und Feigenkakteen überzogene Hügel, Schafe und Schafhirten, und hin und wieder das Rinnsal einer Fiumara, das seinen Durst löschte und ihn erfrischte, bevor es zwischen flachen Steinen und Oleanderbüschen versickerte. Er wankte weiter, und wann immer die Straße zu einer Kreuzung wurde, blieb er benommen stehen und wusste nicht wohin, bis ein Hirte oder Bauer ihm im Vorbeigehen den Weg wies. Bei diesem Tempo würde er Bari erst in ein, zwei Monaten erreichen. Vielleicht auch nie, denn er hatte seit zwei Tagen kein Stück Brot oder Schinken mehr gegessen, und die Feigen, die er von den Bäumen am Wegesrand stahl, füllten ihm zwar für einige Stunden den Magen, sorgten dann aber auch bald für lautstarke, grünlich spritzende Entleerungen.

Schlimmer hätte seine Reise nicht beginnen können. Jeder andere an seiner Stelle wäre schleunigst umgekehrt, zumal ihm alle paar Schritte das drängende Verlangen nach Tagliatelle mit scharfer Würstsoße das Denken ver-

nebelte. Doch beim Gedanken an die feixenden Freunde stillte er seinen Hunger doch lieber mit Feigen und folgte den schmerzenden Beinen, die ihn ziellos hierhin und dorthin trugen.